



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wernicke, Konrad: Karl Otfried Müller : ein Gedenkblatt

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Karl Otfried Müller

Ein Gedenkblatt



er 28. August ist für das deutsche Volk ein weisevoller Gedentag als der Geburtstag Goethes. In diesem Jahre aber müssen wir daneben noch eines andern Mannes gedenken, auch eines weiten und großen Geistes, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, Karl Otfried Müllers. Es liegt mir fern, beide Männer mit einander vergleichen zu wollen; das hieße beiden Unrecht thun. Aber gemeinsam war ihnen die seltne Fähigkeit, sich liebevoll in das Kleinste zu vertiefen, ohne dabei den Überblick über das Ganze, dem sich tausend Einzelheiten unterordnen, zu verlieren.

Er war „nur“ ein Philolog, dieser Mann, noch dazu der klassischen Philologie ergeben, für die unsre von der Naturwissenschaft bezauberte oder in ödem Sport und andern Außerlichkeiten versunkne Zeit nicht viel Sympathien übrig hat. Aber er war eine der großartigsten Erscheinungen der deutschen Wissenschaft, und den Epigonen ziemt es, ihm heute den Ehrenkranz auf sein Grab zu legen, das er fern von der Heimat, im Angesichte der Akropolis von Athen, gefunden hat. Wie ein glänzendes Meteor stieg er auf an dem Himmel der Wissenschaft, um nach kurzem Leuchten plötzlich zu verlöschen; aber sein Licht hatte andres Licht entzündet. Was er errungen und verfehlt hatte, es hat der Wissenschaft zur Lehre gedient, und je mehr im einzelnen mancher Baustein seiner Werke unter Sonne und Sturm neuer Entdeckungen und Forschungen verwittert und zerbröckelt, um so fester steht das Fundament, die Gesamtanschauung seiner Wissenschaft. Immer mehr kommt gegenüber einer kleinlichen, die Einzelforschung nicht als Mittel, sondern als Ziel ansehenden Auffassung der große Gedanke seines Lebens zur Geltung: der Gedanke einer Alttertumswissenschaft. Es ist zwar noch nicht lange her, daß man verblendet genug war, diesen Gedanken nicht nur zu bekämpfen, sondern auch mit scheinbar logischer Darlegung zu beweisen versuchte, daß der Begriff einer Alttertumswissenschaft an sich ein Unding sei. Aber solche Stimmen blieben doch nur vereinzelt, und man kann ihre Lehre auf sich beruhen lassen.

Grenzboten III 1897

Karl Müller, oder wie er sich auf Philipp Buttmanns Rat nannte, Karl Otfried Müller, war am 28. August 1797 in Brieg als der Sohn eines Pfarrers geboren. Beides war für sein Leben bedeutungsvoll; wie er auch später, als er der engern Heimat längst entrückt war, in der Sprache den Schlesier nicht ganz verleugnete, so hatte er auch das lebhaft Naturell, den beweglichen Geist des Schlesiens; und als Pfarrerssohn war ihm die Gabe wohlgesetzter, klangvoller Rede eigen, mit der er oft aus dem Stegreif seine Freunde und Schüler zur Begeisterung hinriß. Schon auf der Schule erregte er durch die Gewandtheit des Wortes Aufmerksamkeit, und als er, noch nicht siebzehn Jahre alt, Ostern 1814 die Universität Breslau bezog, setzte man von vielen Seiten auf ihn große Hoffnungen. Aber Breslau war nicht der Boden, wo er wurzeln sollte. Zwar kamen ihm die Philologen, besonders Heindorf und Passow, freundlich entgegen; auch die Philosophen versäumte er nicht zu hören, unter andern den geistreichen Steffens. Aber die Erleuchtung über seinen künftigen Beruf kam ihm nicht aus dem Unterricht dieser Männer, sondern aus einem Buche, auf das ihn Heindorf hingewiesen hatte: aus Niebuhrs Römischer Geschichte.

Dies Werk zeigte ihm wie mit einem Zauberschlag den Weg, den seine eigne Forschung künftig zu gehen hätte; die Vorstellung des Altertums als einer Gesamtheit, der Begriff der Altertumswissenschaft als einer Geschichte im höhern Sinne, begann vor seinem Geiste Umriß und Gestalt zu gewinnen. Und nun erkannte er auch, daß in Breslau seines Bleibens nicht sei; an der glanzvoll erblühenden jungen Universität Berlin lehrten Männer wie Philipp Buttmann und August Boeckh, die dieselben Ideale hegten, denen nun auch der junge schlesische Student nachzustreben begann. An diese beiden, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes standen, schloß sich Müller begeistert an, während ihm Friedrich August Wolf weniger zusagte. Mit Feuereifer warf er sich auf die Studien; die Elastizität seines Geistes und die Ausdauer seines Körpers erlaubten es ihm, sich der angestrengtesten Arbeit hinzugeben und doch zu rechter Zeit fröhlich zu sein mit den Fröhlichen. Buttmann und Boeckh wurden bald auf ihn aufmerksam; sie öffneten ihm ihr Haus und suchten ihn auf alle Weise zu fördern. Besonders Boeckh nahm sich seiner in der liebevollsten Weise an und wurde, wie Müller selbst oft anerkannt hat, der „Vater seiner Studien.“ Es ist ein unschätzbares Glück auch für den Begabtesten, wenn sich zur rechten Zeit der rechte Leiter findet. So war es auch bei Müller. Er hatte bald nach seiner Aufnahme in das Seminar sein Augenmerk auf eine große Arbeit gerichtet: auf eine Behandlung der samothrakischen Mysterien. Dazu betrieb er neben der klassischen Philologie noch allerlei abliegende Dinge, die sein Verständnis der Mysterien fördern sollten. Da war es Boeckh, der in richtiger Erkenntnis dessen, was ihm frommte, zur rechten Zeit eingriff. Er fürchtete mit Recht, die Schwingen des jungen Adlers würden bei allzukühnem

Fluge vor der Zeit erlahmen, er würde seine Kraft an einer unlösbaren Aufgabe verzetteln. So machte er ihm ernstliche Vorstellungen und wies ihn auf die nähern, würdigern Aufgaben hin, die sich bei einer Beschränkung auf Hellas darböten. Und der Schüler hörte zu seinem Heil auf die mahnende Stimme des Lehrers. Er verließ den unsichern, phantastischen Boden der Mysterien und fand bald eine Aufgabe nach dem Sinne des verehrten Mannes. Agina wurde nun der Mittelpunkt seiner Arbeiten, und als er am 25. Oktober 1817, kaum zwanzig Jahre alt, seine Studien abschloß, widmete er seine Schrift „Aginetica“ dem geliebten Meister.

Die Schrift, in der sich schon die Keime seiner spätern Ideen über die Altertumsforschung erkennen lassen, verfehlte nicht, Aufsehen zu erregen, und so kehrte er nach dem schönen Erfolg mit gehobener Stimmung in das Vaterhaus zurück, nach Ohlau, wohin sein Vater inzwischen versetzt worden war. Aber schon nach kurzer Zeit, im Januar 1818, bot sich ihm von zwei Seiten die Aussicht auf eine Lebensstellung; er wählte die Stelle als Lehrer am Magdalengymnasium in Breslau, wo er sich mit Eifer dem Unterricht widmete. Aber wieder sollte hier nicht lange seines Bleibens sein, und wieder war es Boeckh, der das Lebensschifflein seines Lieblingschülers in einen andern Kurs lenkte; er wollte diese hervorragende Kraft der Wissenschaft erhalten.

So geschah das Unerhörte, wohl seit Melanchthons Tagen nicht wieder Dagewesene: der noch nicht zweiundzwanzigjährige junge Lehrer erhielt einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Göttingen. Göttingen mit seiner glänzenden Bibliothek, der Ort, wo Heyne so lange Jahre erfolgreich gewirkt hatte, wo Heeren noch einen maßgebenden Einfluß ausübte, wo eine Reihe der hervorragendsten Männer lehrte, das sollte fortan der Boden sein, auf dem Müller wirken und schaffen durfte. Es war ein Wagnis von Seiten der Universität, dem alten Stamm ein junges Reis aufzupfropfen; ein Wagnis auch für den jungen Gelehrten selbst, dort an der Stätte der Wissenschaft zu zeigen, was er vermochte. Aber das Wagnis gelang. Hochbeglückt nahm Müller den Ruf an, und er rechtfertigte ihn aufs glänzendste. Wie sich Müllers Lehrgabe in seinem Schulamt geübt und befestigt hatte, so waren es bald auch wissenschaftliche Werke, die zeigten, wie sehr Boeckh im Recht gewesen war. Schon jetzt trat die geistige und wissenschaftliche Eigenart Müllers deutlich hervor. Das Griechentum war der Mittelpunkt seiner Gedanken und seiner Forschungen. Er ging ja darin zu weit, daß er diesem einzigen Volke eine Ausnahmestellung zuweisen und es als geistig und künstlerisch unabhängig hinstellen wollte von fremden, besonders von ägyptischen Einflüssen; die neuere Forschung ist in vielen Einzelheiten zu andern Ergebnissen gelangt. Aber der methodische Grundgedanke seiner Hauptschriften ist richtig und wird es immer bleiben: die Forderung, das Griechentum vor allem aus sich selbst zu erkennen, das griechische Volkstum nicht in der

Sprache allein, sondern in allen seinen Lebensäußerungen wiederzufinden und zu verstehen. Schon vor Antritt seiner Professur hatte er in Dresden Gelegenheit, die antike Kunst zu studieren; und er that es mit dem Geist des Altertumsforschers, also in dem Sinne, wie allein auch heutzutage die griechische Kunstforschung Sinn und Wert hat. Das war damals freilich insofern leichter, als die rein ästhetisirende Kunstbetrachtung noch nicht den Anspruch machte, als die allein rechtmäßige Archäologie zu gelten.

Im Jahre 1819 begann Müller seine Thätigkeit in Göttingen. Im folgenden Jahre erschien sein erstes größeres Werk: „Orchomenos und die Minyer.“ Er wagte sich damit an eine der schwierigsten Aufgaben der ältesten griechischen Geschichte. Gegen die Art, wie er sie zu lösen versuchte, läßt sich ja manches einwenden, aber schon die Wahl des Gegenstandes ist bezeichnend und war für damals eine That. Wie seine erste Abhandlung an Mgina anknüpfte, sein Göttinger Antrittsprogramm an Delphi, eine weitere Abhandlung an die Heiligtümer auf der Burg von Athen, so führt uns dies Werk ins Boioterland, nach Orchomenos am Kopaissee, wo der Volksstamm der Minyer wohnte, und wo lange nach Müller die Forschung Reste uralter Kultur zu Tage gefördert hat. Das sind alles Stätten, an denen das Interesse des griechischen Altertumsforschers besonders Anteil nehmen muß; aber diese Stätten einzeln zu betrachten und in der Vereinzelnung tiefer in ihre Geschichte einzudringen, das war Müllers Ziel und Absicht. Er erkannte klar, daß die umfassende griechische Geschichte, wie sie sich allmählich vor seinem Geiste aufbaute und immer festere Gestalt annahm, von unten auf gezimmert werden müsse, und so griff er als eifriger Zimmermann mit zu. Ihm war die griechische Geschichte der ältesten Zeit eine Geschichte der griechischen Stämme, sowohl die äußere Geschichte, wie die Religion, die Kunst und das übrige geistige Leben. Von diesem fruchtbaren und gewiß richtigen Gesichtspunkt aus untersuchte er nun zuerst den Stamm der Minyer in seinen Wohnsitzen, seiner Ausbreitung und seiner Geschichte. Daher führte denn dieses Buch auch den zweiten Titel: „Geschichten hellenischer Stämme und Städte, erster Teil.“ Vier Jahre später folgten zwei weitere Teile des Werkes mit dem gemeinsamen Titel: „Die Dorier,“ die als Müllers Hauptwerk zu betrachten sind. Er hatte unter den griechischen Stämmen den Volksstamm der Dorier ausgewählt, zunächst wohl deshalb, weil er in der mannhaften Tüchtigkeit und ernstern Gemüthsart dieses Volksstammes sein eignes Ideal zu finden glaubte. Nicht umsonst ist er in Göttingen von seinen Freunden scherzend „der Dorier“ genannt worden; seine Begeisterung für dorisches Wesen ging so weit, daß sie manchmal vielleicht mehr in die dorische Volksseele hineinlegte, als sich mit den Thatfachen vereinigen ließ. Die Schrift zeigt alle Vorzüge der selbstgewollten Beschränkung auf ein mit eifrigster Geistesarbeit durchdachtes Einzelthema; freilich fehlen auch die Mängel nicht, die sich bei einer solchen Beschränkung einstellen. Ohne

die große Leistung verkleinern zu wollen, die besonders als Zusammenweben von Einzelzügen zu einem gewaltigen Gesamtbilde ergreift, tritt man doch dem Andenken des Verfassers nicht zu nahe, wenn man einige seiner Ergebnisse als von der neuern Forschung überholt bezeichnet. Er sucht den Stamm der Dorier von kleinen Anfängen bis zu der großartigen Ausbreitung zu verfolgen, die er in geschichtlicher Zeit gewann, und die Einheitlichkeit des Charakters, das unabänderliche Festhalten an denselben Idealen nachzuweisen. Auf dem Gebiete der Religion sind ihm da Apollon und Herakles die Sinnbilder des echten Doriertums. Apollon ist ihm der spezifisch dorische Gott, überall von den Doriern verehrt, ihr Stammesgott, und als solcher später zu allgemeiner Bedeutung ausgebildet. Aber freilich, so bewunderungswürdig diese Anschauung ist, die unter dem einen Gesichtspunkt alle erreichbaren Zeugnisse zusammenfaßt, so kann doch nicht verschwiegen werden, daß dieses Bild der Apollonreligion nicht das richtige ist. Apollon ist nicht ein ursprünglich dorischer Gott; wir können sogar verfolgen, wie er erst im Verlauf der Geschichte dazu geworden ist. Wie sich der Name des Gottes, der hehrsten Erscheinung der ganzen griechischen Götterwelt, noch bis heute einer sichern Deutung entzieht, so sind auch die Ursprünge seiner Religion noch immer dunkel. Wo man zuerst in urältester Zeit mit dem Namen Apollon den Begriff der Gottheit verband, das ist für uns noch heute in Dunkel gehüllt. Auch in Delphi, von wo ihn der Siegeszug der Dorier in den Peloponnes mitnahm, scheint er nicht ursprünglich zu sein; und alte Kulte im Bereich des ionischen Volksstammes zeigen, daß er auch dort seit alter Zeit Verehrung genoß. Es gilt von Apollon in hervorragendem Maße, was auch von manchem andern der großen Götter der Hellenen gilt: sie sind erst allmählich zu der Größe, zu dem Range emporgewachsen, die sie in klassischer Zeit behaupteten, aber die älteste Form und Bedeutung ihrer Verehrung läßt sich nicht mehr feststellen. Es würde hier zu weit führen, zu zeigen, wie die Apollonreligion erst allmählich, Schritt für Schritt zu ihrer spätern umfassenden Bedeutung kam und viele ältere Kulte auffog. Dennoch bleibt Müllers Werk der erste großartige Versuch, in das innere Wesen der Apollonreligion einzudringen.

Neben Apollon, dem dorischen Gott, steht für Müller Herakles, der dorische Held. Noch neuerdings ist dieser dorische Gottmensch, wie ihn Müller darstellt, mit den Mitteln einer hervorragenden Gelehrsamkeit durchgeführt worden in einer Weise, daß der Widerspruch zunächst verstummen mußte. Dennoch muß auch diese These als noch nicht vollständig bewiesen gelten, und es giebt Bedenken dagegen, die sich nicht so leicht aus der Welt schaffen lassen. Aber das stolze Bild des echten Doriertums, das Otfried Müller entrollt, bleibt bei alledem bestehen, es ist mit seinem Namen auf alle Zeiten verknüpft.

Daß Müller noch weitere griechische Stämme in ähnlicher Weise zu behandeln beabsichtigte, ist wahrscheinlich; zunächst verfaßte er zum Schutze seiner

von verschiedenen Seiten angefochtenen mythologischen Forschungen die „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie,“ gewissermaßen das Programm und die Begründung eines wissenschaftlichen Hauptgedankens seines Lebens. Noch einmal wandte er in der nächsten Zeit seine Forschung der Stammesgeschichte zu in einer kleinern Schrift über die Makedonier (1825) und dem Buche über die Etrusker (1828). Das in seiner Eigenart so merkwürdige Volk der Etrusker mußte einen Gelehrten besonders anziehen, der in der geschichtlichen Entwicklung die Stammesart so stark betonte. Denn kaum bei einem andern Volke des Altertums tritt der eigentümliche Nationalcharakter in den hinterlassenen Denkmälern so stark hervor, wie bei den Etruskern, obwohl eine so wichtige Seite seines Geisteslebens wie die Sprache noch heute nicht mit Sicherheit erforscht ist. Das Werk Müllers war das erste wirklich wissenschaftliche Werk über die Etrusker und ist auch jetzt noch, in der neuen Bearbeitung von W. Deecke, das Hauptwerk geblieben.

Eine andre Seite wissenschaftlicher Thätigkeit des rastlosen Forschers, die für die letzte Zeit seines Lebens maßgebend werden und schließlich den tragischen Abschluß herbeiführen sollte, begann jetzt auch litterarisch hervorzutreten: die Archäologie der Kunst. Er hatte in Göttingen auch Archäologie zu lehren; die ersten Versuche, sich in dieses bisher von ihm selbständig nicht betriebne Gebiet der Altertumswissenschaft einzuarbeiten, machte er bei dem Dresdner Aufenthalt vor Antritt seiner Göttinger Professur. In Göttingen, wo Lehren und Lernen Hand in Hand gingen, wuchsen ihm die Schwingen der Forschung, und als Ergebnis langjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstande erschien 1830 das „Handbuch der Archäologie der Kunst,“ damals einzig in seiner Art und noch heute das einzige nennenswerte deutsche Werk dieser Art. \*) Unfre Zeit der großartigen Funde und Entdeckungen auf diesem Gebiete scheint wenig dazu angethan, die abschließende Behandlung in einem Handbuch rätlich zu machen. Müllers Handbuch umfaßt nicht nur eine Kunstgeschichte des Altertums, sondern auch die sogenannte Kunstmythologie, d. h. eine Betrachtung der Vorstellungen der Griechen von ihrer Götterwelt, wie sie sich aus den Darstellungen auf Kunstwerken ergibt. Für beides, Kunstgeschichte wie Kunstmythologie, waren bildliche Beigaben wünschenswert. Diese erschienen 1832 unter dem Titel „Denkmäler der alten Kunst“ in Form eines Atlas von Kupfer tafeln, die in Umrißzeichnung eine große Zahl von Kunstwerken wiedergeben, im ersten Teil nach dem kunstgeschichtlichen, im zweiten nach dem mythologischen Gesichtspunkt geordnet; dazu ein begleitender Text, der zu jedem einzelnen Kunstwerk die nötigen Erläuterungen und Nachweise gab. Die Nützlichkeit des Werkes geht am besten aus der Thatsache hervor, daß es nach

\*) Eine neuerdings erschienene unwürdige Sudelei ist von der Kritik mit dem gebührenden Hohn und Spott überschüttet worden.

Müllers Tode zwei neue Auflagen erlebte. Beide sind in sorgfältiger Weise bearbeitet worden von Friedrich Wieseler, der sein langes Leben hingebungsvoll wesentlich in den Dienst dieser Aufgabe stellte; eine dritte Auflage blieb unvollendet. Setzt, nachdem auch Wieselers Händen die Feder entsunken ist, ist eine vierte Ausgabe in Vorbereitung.

Es sind hier nur die Hauptwerke Müllers genannt worden, ohne der zahlreichen Kleinern, zum Teil schon bedeutenden Einzeluntersuchungen Erwähnung zu thun. Mit einem Worte muß aber doch zum Schluß noch sein letztes, unvollendet gebliebenes Werk erwähnt werden, seine „Geschichte der griechischen Litteratur.“

Die trockne Aufzählung dieser Werke kann freilich nur wenig dazu beitragen, das Bild des nun Hundertjährigen wieder lebendig zu machen. Darum soll auch eine Schilderung seiner Persönlichkeit nicht fehlen, die uns aus zwei Schriften von Friedrich Lücke und Ferdinand Ranke\*) so anziehend entgegentritt. Sein jugendliches Feuer machte sich in Göttingen bald als belebendes Element geltend. Begeistert lauschten die Studenten dem jungen Professor, der in wohlklingender Rede zu ihnen sprach und den trockensten Gegenstand mit der Wärme seiner Persönlichkeit zu erfüllen wußte. Willig öffneten ihm auch die Amtsgenossen ihre Herzen; besonders die jüngern scharten sich bald um ihn als ihren Führer und Mittelpunkt. In Göttingen sollte ihm auch das Glück der eignen Häuslichkeit erblühen; nachdem im Jahre 1823 der Fünf- undzwanzigjährige zum ordentlichen Professor ernannt worden war, vermählte er sich im folgenden Jahre mit einer Tochter des Geheimen Justizrats Hugo, die von Freunden der Familie als eine überaus lebenswürdige, geistig hochstehende Frau geschildert wird. Ein erlesener Kreis sammelte sich um den jungen Professor, und das Glück der persönlichen Mitteilung, des Für- und Widerredens erschien ihm so unentbehrlich, daß er bald nach seiner Berufung, sowie er etwas heimisch geworden war, einen für seine Art sehr bezeichnenden Verein gründete: die „Ungründlichen.“ Diese übermütig scherzhafte Bezeichnung erregte in den Kreisen des alten, schulmäßig und wohl auch etwas pedantisch gründlichen Göttingen manches Kopfschütteln. Zu einem eigentlichen Anstoß ist es aber offenbar nie gekommen, denn es wurde bald klar, daß die Maske der Ungründlichkeit hier nur die ernstesten Spiele und den spielenden Ernst verdecken sollte, in dem heitere, lebensfreudige Männer verschiedener Wissenschaften Erholung suchten. Müller war, wie erzählt wird, einer der Heitersten und Lebhaftesten und immer zu Scherz und Frohsinn aufgelegt. Aber man konnte sich überhaupt auf die Dauer nicht hinter der Maske der Ungründlichkeit bergen. Wie der Verein der Ungründlichen jedenfalls der

\*) Erinnerungen an Karl Otfried Müller. Von Dr. Friedrich Lücke. Göttingen, 1841. — Karl Otfried Müller, ein Lebensbild, entworfen von Ferdinand Ranke. Berlin, 1870.

„Gesetzlosen Gesellschaft“ der Berliner Universitätskreise nachgebildet war, so ging er schon nach wenigen Jahren in eine andre Form über, die „Latina,“ die offenbar nach dem Berliner Muster der „Griechheit“ geschaffen war. Man las in der „Latina“ gemeinsam lateinische Schriftsteller und besprach im Anschluß daran schwierige Stellen oder wichtige Fragen der Altertumswissenschaft. Es waren nicht Philologen, die diesen Verein bildeten, sondern Männer der verschiedensten Wissenschaften. So war es natürlich, daß Müller als Philolog eine Art von ständigem Präsidium ausübte, was er mit Nachdruck und Lebhaftigkeit that, sodaß ihn Götschen scherzhaft „unsern Tyrannen“ nannte. Die Art, wie er sich dort unter den Freunden bewegte, wird anziehend von Lücke geschildert. Besonders wohlthuend empfand man bei seinem lebhaften Temperament die Geduld, mit der er stets die Meinungen der Nichtphilologen anhörte, die Freude, mit der er jede treffende Bemerkung anderer in den Protokollen verzeichnete, und die Selbstbeherrschung, vermöge deren er in der lebhaftesten Disputation nie verlegend wurde.

Bei aller Arbeitsamkeit war er kein Stubenhocker; häufig machte er mit den Freunden Spaziergänge, „fast Sprünge,“ in die Umgegend. Seine gesunde Natur haßte die Krankheit und glaubte nicht an die Ärzte. In der Familie war er ein guter Sohn und Bruder, ein zärtlicher Gatte und Vater. Auch den Bestrebungen und Gedanken seiner Zeit stand er nicht teilnahmslos gegenüber; die neuere deutsche Litteratur, der alternde Goethe und die Romantiker, wurden eifrig von ihm gelesen. Nur für politische Dinge scheint er geringe Teilnahme gehabt zu haben. Er hatte mit der Zeit manche Ehre gewonnen, war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, Direktor der archäologischen Universitätsammlungen, Hofrat und Professor der Beredsamkeit geworden. Als solcher hatte er 1837 beim Universitätsjubiläum die Festrede zu halten. In das Fest hatten schon die Mißtöne des kommenden Staatsstreichs hineingeklungen, der in Hannover am 1. November 1837 durch Aufhebung des Staatsgrundgesetzes erfolgte. Die Antwort darauf war die berühmte Erklärung der Göttinger Sieben, die zur Folge hatte, daß die Brüder Grimm sowie Dahlmann und Gervinus des Landes verwiesen wurden. Müller hatte sich an der Erklärung nicht beteiligt. Erst die Maßregelung der Kollegen rüttelte ihn aus seiner politischen Gleichgiltigkeit auf; er erklärte im Verein mit fünf andern Kollegen seine Übereinstimmung mit den Gemäßigten. Aber die Regierung wollte nicht noch mehr Unzufriedenheit erregen und ließ die Erklärung unbeachtet, die Unterzeichner blieben im Amte. So ging auch diese politische Welle ziemlich spurlos an ihm vorüber.

So stand er nun auf der Höhe seines Lebens, im Mittelpunkt eines großen Wirkens, von den Freunden geliebt und geehrt, die Angriffe der Feinde siegreich abwehrend, im eignen Hause von einer blühenden Familie umgeben. Und nun gedachte er die Hauptarbeit seines Lebens auszuführen, eine um-

fassende griechische Geschichte zu schreiben, in dem Sinne, wie er das Wort verstand. Dazu war aber noch eins nötig, an das zu denken ihn schon mit innerm Jubel erfüllte, eine Reise nach Hellas. Lange Jahre hatte er das Land der Griechen mit der Seele gesucht; jetzt glaubte er würdig zu sein, es zu schauen. Im Jahre 1839 erbat er auf ein Jahr Urlaub zu einer Studienreise nach dem Süden. Anfang September reiste er ab, zunächst über München, wo sich ihm Adolf Schoell anschloß, über den Brennerpaß nach Italien. In Rom blieb er bis zum Ende des Jahres. Dann ging er nach Neapel und Sizilien, wo er herrliche Frühlingstage verlebte, endlich im April nach Griechenland. In Athen traf er mit Ernst Curtius zusammen; am 11. April brachte ihm Curtius mit einem Quartett von Freunden ein Ständchen, wobei das *Integer vitae* gesungen wurde.

Die lebhafteste Thätigkeit, die Müller in Stalien entwickelt hatte, die Freudigkeit beim Lernen und Wiedererkennen all des Neuen und Schönen, die ausdauernde körperliche Kraft, alles schien sich hier zu verdoppeln. Niemand vermag wohl ohne Nührung so geweihten Boden wie die Akropolis von Athen zu betreten; wie muß diese Regung bei Müller gewesen sein, dessen Reise gleichsam die Krone eines arbeitsreichen, der Welt des Altertums gewidmeten Lebens war! Alles wollte er sehen, kennen lernen und genießen.

Raum einen Monat in Athen, begab er sich schon mit seinen beiden jungen Freunden auf eine längere Tour durch den Peloponnes. Mühe und Strapazen wurden reich belohnt. Neben der vielfachen Belehrung in Einzelheiten ist es ja vor allem auch die Gesamtanschauung der alten Kulturstätten, die auf die Erkenntnis fördernd wirkt. Die landschaftliche Eigenart des Peloponnes, seine große Verschiedenheit von der attischen Landschaft macht den tiefsten Eindruck auf jeden, der diese Gegenden bereist. Wenn schon im Frühsommer in Attika die glühende Sonne Baum und Strauch versengt und die Bäche austrocknet, so rauschen wenige Meilen davon in Achaia die Flüsse zwischen üppigem Grün ins Meer, gleiten in Elis majestätisch die Fluten des Alpheiös dahin, bewässert der Pamisos das gesegnete Messenien; im „durstigen“ Argos freilich, da gähnt schon früh im Jahre das breite Bett des Inachos trocken und leer. Und inmitten all dieser Landschaften, deren jede ihre besondere Art hat, thront stolz und unnahbar die Felsenburg des arkadischen Hochlandes. Dieses Land Jahrtausende zurückreichender Erinnerungen, in dem die Geschichte vor den Augen des Wandrers greifbar und lebendig wird, wurde von Müller und seinen Gefährten fast sechs Wochen durchstreift; damals legte Curtius den Grund zu seinem berühmten Werke über den Peloponnes, dem Besten, was er je geschrieben hat.

Vom Peloponnes ging es wieder nach Athen zurück, wo Müllers Thätigkeit reiche Anerkennung fand. Auch am Hofe des Königs Otto fing man an, sich für ihn zu interessieren. So fühlte er sich glücklich in seinem Wirken, und der

beständige briefliche Verkehr mit den Lieben daheim gab ihm auch die nötige innere Ruhe.

Allmählich begann er nun auch sich zur Heimkehr zu rüsten. Nur ein Plan noch sollte vorher ausgeführt werden: eine Reise durch Mittelgriechenland bis zu dem geheiligten Fels von Delphi. Obwohl die Hitze schon im Juni drückend wurde und ihn, den anfangs so Unermüdlichen, belästigte, wollte er diesen Plan doch nicht aufgeben. Er wollte Ende Juli wieder in Athen sein und hoffte zu seinem Geburtstag wieder in der Heimat einzutreffen, und zwar im Vaterhause zu Ohlau, wohin sich seine Familie bereits vorher begeben sollte. So brach er denn mit freudiger Zuversicht mit seinen beiden jungen Freunden auf. Aber schon in Theben scheint er einen kleinen Fieberanfall gehabt zu haben, den er jedoch bald überwand. Er zog durch das ihm von langjährigen Studien her vertraute und wohlbekanntes Minyerland, vorüber am Kopaissee, nach Delphi. Hier an der heiligen Stätte hat er wohl auch den andachtsvollen Schauer, das Wehen der Gottheit empfunden, das jedem empfänglichen Besucher die Stätte auf ewig unvergeßlich macht. Aber es gab unendlich viel zu thun; auf der Stätte des Tempels und des heiligen Bezirks war ein armseliges griechisches Dorf, Kastri mit Namen, angesiedelt. In und zwischen den Hütten galt es die Reste des Altertums aufzusuchen. Hierbei war er Tag für Tag rastlos thätig. Er fand die Unterbauten des Tempels, die er für unterirdische Gemächer hielt, und machte besonders an Inschriften eine reiche Beute. So setzte er sich oft beim Abschreiben der Inschriften unbeschützt der glühenden Sonne aus, ohne der Warnungen zu achten, im Vertrauen auf seine gesunde, kraftvolle Natur. Aber diesmal sollte es ihm nicht zum Guten ausschlagen. Am letzten Tage (23. Juli) des delphischen Aufenthalts überkam ihn vormittags eine plötzliche Erschöpfung, sodaß er sich niederlegen mußte. Gegen Abend fühlte er sich besser und trat ohne Bedenken am folgenden Morgen zu Pferde die Rückreise nach Athen an. Unterwegs wurde zuerst noch manches untersucht, aber nach zwei Tagen brach seine eiserne Willenskraft zusammen; die Begleiter mußten erkennen, daß er sich bisher nur gewaltfam aufrecht erhalten hatte. Er konnte sich kaum noch auf dem Pferde halten, fiel öfter in Ohnmacht und mußte beim Reiten unterstützt werden. Es mag ein schwerer Ritt gewesen sein mit dem Schwerkranken, ohne Rat und Hilfe, nur mit dem Wunsche, nach Athen zu kommen, der einzigen denkbaren Rettung. Man kam nur langsam vorwärts; daher wurde ein Bote vorausgeschickt, um einen Arzt und einen Wagen zu holen. Der König selbst sandte seinen Leibarzt und seinen Wagen entgegen. Curtius und Schoell ritten voran, und bei Nacht (um die heiße Tageszeit zu vermeiden) fuhr der Wagen mit dem Kranken nach. Die Ärzte erkannten bald, daß keine Rettung mehr sei. Er erlangte das Bewußtsein nicht wieder, von freundlichen Phantasien umgaukelt, entschlummerte er am 1. August 1840. Am folgenden Tage be-

stattete man ihn feierlich auf dem Kolonoshügel bei Athen im Beisein des Hofes und einer zahlreichen Trauerversammlung.

Fast vier Wochen später, am Tage vor seinem Geburtstage, saß sein Schwiegervater beim Frühstück und entfaltete die gewohnte Morgenzeitung. Da las er als Erster in der Heimat die erschütternde Nachricht, daß der Mann, der ihrer aller Licht und Freude gewesen war, den er bald fröhlich wiederzusehen hoffte, schon vor Wochen dahingegangen und längst in der Erde Schoß bestattet sei. Die Familie war schon in Ohlau; dorthin mußte der Vater seiner Tochter die Nachricht bringen. Wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel traf die Todesbotschaft auch die Göttinger Kreise. Es wurde eine Trauerfeier veranstaltet, und auch die von ihm beim Universitätsjubiläum mit gegründete Philologenversammlung, die kurz darauf in Gotha tagte, ehrte sein Andenken. Gottfried Hermann, der mit Müller zuletzt in heftiger wissenschaftlicher und leider auch recht persönlicher Fehde gelebt hatte, fand hier Worte der Veröhnung und Anerkennung und ehrte sich selbst, indem er freiwillig dem Toten die Ehre gab.

Seit fast zwei Menschenaltern ruht nun der deutsche Forscher an der Stätte, die den Mittelpunkt seines Denkens und Forschens bildete, auf hoher Warte, von der man die Stadt Athen überschaut und jenseits der Stadt zur Akropolis hinüberblickt. Unterhalb des Kolonos flüstern im Abendwinde die graugrünen Blätter des Ölwäldchens am Kephisos.

Berlin

Konrad Wernicke



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein unvorhergesehenes Kartell. Wenn wir auch oft genug die „großen Mittel“ des Herrn von Plöz für phantastisch erklärt haben, so haben wir doch niemals bezweifelt, daß er und seine Freunde in ihrer Art klug sind; rechnet doch Rudolf Meyer heraus — wir halten die Rechnung für sehr übertrieben —, daß den Herren vom Bunde der Landwirte die 500 000 Mark, die sie jährlich für ihre politische Agitation ausgeben, nicht weniger als 300 Millionen Mark im Jahre einbringen. Aber auch Minister sind Menschen, und der Landwirtschaftsminister, der selbst Großgrundbesitzer und praktischer Landwirt, daher auf das Wohl der Landwirtschaft schon aus eigenem Interesse so viel wie möglich bedacht ist, müßte ein Lämmerherz im Busen tragen, wenn er durch die maßlosen Angriffe der Agrarier nicht gegen diese erbittert würde, und die übrigen Minister müßten blind sein, wenn sie sich nicht, in Erinnerung an frühere Vorkommnisse, durch diese Angriffe auf einen Kollegen mitbedroht sähen. Namentlich muß den Landwirtschaftsminister die offenbare Ungerechtigkeit empören, die darin liegt,